

# Die Zeitschrift

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Die Insel der Seligen.

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

8.

Der Friede war nur scheinbar und kein Verlaß darauf. Die alten Bauern, die die ganze Entwicklung mitgemacht, hatten zwar keinen Respekt vor Lasse, mit dem sie einmal auf Du und Du gestanden; jetzt aber hatte er die Macht, sie durch Kriegsgewalt zu schliessen; auch waren sie der Scherereien milde und ergaben sich. Was soll man tun? fragten sie sich; und da nichts zu machen war, gewöhnte man sich daran, zu schweigen und zu leiden.

Nicht ebenso leicht war es, das junge Geschlecht zu zähmen, das weder Vater noch Mutter gehorchen wollte, noch weniger fremden Personen. Vergebens suchte Uffka es mit der Hölle zu erschrecken. Ihre Gedanken waren noch so gesund, daß sie das Unsinnsige in der ganzen Lügengeschichte durchschauten und über Uffka lachten. Sie waren wild und unbändig, ertrugen nicht das Sitzen in den ungesunden, übelriechenden Hütten, sondern liefen in Wald und Feld umher und suchten Abenteuer. Die Eltern peitschten sie durch, aber die Burschen steckten Hütten und Heudiemen in Brand und flohen in die Wälder. Die Gesellschaft war diesmal ernstlich bedroht; doch Lasse wußte Rat. Jedes Dorf sollte

einen Strafraum einrichten, in dem die Kinder sechs Jahre lang einzusperren seien; und jeden Tag sollten sie bei halbem Hunger und durch Stockschläge an Sklaverei gewöhnt werden; in-

dem sie jahraus jahrein die Höllelehre und eine neue von Lasse und Uffka erfindene Moral hörten, sollten sie allmählich die Ehrfurcht und den Gehorsam sich einprägen, den sie von Natur ihren Herren schuldig waren.

Die Methode war in hohem Grad gewissenlos, erfüllte aber ihren Zweck. Einige Zeit ging allerdings mit dem Schreiben der Lehrbücher hin; man hatte aber zuviel zu gewinnen, um der neuen Einrichtung nicht Zeit und Sorge zu opfern.

Als das Werk fertig war, zeigte es sich denn auch, daß man den Zweck erreicht hatte. Die Kinder wurden früh am Morgen eingeschlossen, und das erste, was sie lernten, war Schweigen. Das war das Wichtigste von allem, denn nun brauchte die Oberklasse, wie sie sich nannte, weil die Götter sie über die Unterklasse geübt hatten, keine Kritik mehr von der Unterklasse zu fürchten.

Das zweite war: Gehorchen; das heißt, anderen den Willen tun und keinen eigenen haben.

Das Einsperren vieler Kinder in einem Zimmer hatte einen glänzenden Erfolg, die ungesunde Luft verdarb die Gesundheit, und mit der Gesundheit verschwand Kraft und Wille.



Photographie von Franz Kaufmann, München

Märchen. Nach dem Gemälde von Franz v. Defregger.

Die Gewohnheit zu schweigen, nämlich die Wahrheit zu verschweigen, hatte jedoch einen Uebelstand im Gefolge, den man nicht berechnet hatte. Die Kinder entdeckten nämlich, daß man sich, antwortete man mit ja, wo man nein antworten sollte, Vorteile verschaffte, wie Belohnung oder Freiheit von Strafe; so fing die Lüge zu blühen an.

Der Gehorsam wieder rief Falschheit hervor. Die Kinder hielten es für unrecht, einen Kameraden, den der Lehrer auspeitschen wollte, festzuhalten; aber sie mußten dem, was sie für recht hielten, entgegen handeln, und so gewöhnten sie sich allmählich daran, gegen ihre Ueberszeugung zu handeln.

Die am besten logen und am falschesten waren, wurden artige Kinder genannt und bekamen Pfefferkuchen und Honigkuchen; die die Wahrheit sprachen und ehrlich waren, bekamen Schläge und mußten ohne Essen schlafen gehen.

Damit war der Grund zur Erziehung gelegt. Lasse war manchmal bestürzt über das Resultat, aber was sollte er machen, da er sich einmal aufs Eis begeben hatte!

Den Kinderpeitschern wurde es indessen schwer, die lange Lehrzeit nur mit dem Stock auszufüllen, und man mußte sich neue Lehrgegenstände ausdenken.

In der Schule wurden, außer Lüge und Falschheit, eine ganze Menge Unwahrheiten gelehrt, die unter dem gemeinsamen Namen „Moral“ den blaffen und kränklichen Kindern eingebläut wurden.

Die erste Moral hieß: Die Götter haben Bauern und Handwerker geschaffen, daß sie für die arbeiten, die nicht arbeiten wollen.

Die zweite Moral: Du sollst mit Deinem Los zufrieden sein! (Dieses Gebot zu erfüllen, war nicht schwer für die, denen das beneidenswerte Los, nicht arbeiten zu brauchen, beschieden war; für die aber, die das harte Los, arbeiten zu müssen, zu tragen hatten, war es unmöglich.)

Die dritte Moral: Du darfst nicht heiraten, wenn Du nicht sechs Sektar Land oder Uffkas Erlaubnis hast. (Ein großer Junge, der einwandte, die Moral müsse so lauten: Du mußt bei der Teilung dabei gewesen und Dir sechs Sektar Land gekapert haben, um heiraten zu können— wurde in einen dunklen Keller gesteckt.)

Vierte Moral: Du darfst fremdes Eigentum nicht nehmen. (Ein Mädchen, das sich erinnerte, daß ihr Vater sein Eigentum aus der Almende genommen, wurde durch die Rute davon überzeugt, daß sie unrecht habe.)

Fünfte Moral: Du darfst niemand töten. (Ein Minderjähriger, der fragte, ob mit „Du“ auch Lasse und der Büttel gemeint seien, die alle töteten, die nicht die Jägersleute in den Wäldern töten wollten, wurde in den Stock gesetzt.)

Sechste Moral: Du darfst nicht einmal denken, daß der gegenwärtige Zustand schlecht sein könnte. (Das war die feinste von allen Moralien, denn die tötete jeden Gedanken und damit die Opposition im Keim.)

Aber es half noch nicht. Die Jugend heuchelte und log, zuweilen aber brach die Wahrheit hervor, und dann war die Gesellschaft wieder bedroht. Man kriegte das Leben so satt, daß man Arbeit und alles andere gehen ließ, wie es ging. Man hungerte sogar, aber da mußte auch die Oberklasse hungern, und das durfte nicht sein.

Lasse und Uffka sahen sich bald vor die Notwendigkeit gestellt, einige zeitgemäße Aenderungen in der Höllelehre vorzunehmen.

Aber bald mußte man an neue Mittel denken. Einige Langenichtse, die nicht arbeiten wollten, verlockte Lasse dazu, zur Aufklärung der Unterklasse Lieder zu machen.

Bald gab es eine ganze Schar von Poeten. Sie kleideten sich schlecht, obgleich sie's gar nicht nötig hatten, denn sie erhielten Lohn vom Staat;

aber sie sollten durch ihr Menschliches auf die Unterklasse den Eindruck machen, als seien sie aus den „Tiefen des Volks“ hervorgegangen. Sie liefen herum und sangen davon, daß das Leben so herrlich sei; daß man von allen Menschen Gutes glauben müsse; daß alle Lasses, Uffkas, Landeshauptleute, Eltern, Vormünder und Erzieher gut seien und das Wohl der Unterklasse wollten; daß alles Mißvergnügen darüber, daß einige arbeiteten und andere aßen, nur Neid und Schlechtigkeit sei; daß alles gut gehe, was uns auch begegne, wenn jeder seine Arbeit tue; daß Erdarbeit und Handwerk keine Arbeit sei, sondern daß die wahre Arbeit, die schwerste Arbeit der Regierung, der Kriegsmacht und den Uffkas auferlegt sei; daß man die Welt so nehmen müsse, wie sie ist (auch so, wie sie durch die Schelmenstücke der Lasses und Uffkas geworden).

Diese Schraube zog an. Man lernte die Lieder erst auswendig, dann saßen sie einem in den Ohren und schließlich gingen sie in die Gedanken über.

Bald aber zeigte es sich, daß die Unterklasse auch Lieder zu benutzen anfing, um gegen die Oberklasse zu donnern.

Lasse sah mit Entsetzen die drohende Wolke, er hatte aber nicht umsonst von der Vergangenheit gelernt. Zuerst ließ er's damit versuchen, daß die Liederfänger vom Staat Gehalt bekamen.

Das half eine Zeitlang; man wurde aber so sehr von Liederfängern überlaufen, die Gehalt haben wollten, daß mehr Steuern erhoben werden mußten.

Als nichts anderes half, sah er sich vor die harte Notwendigkeit gestellt, eine Clique einzurichten. Siebzehn der schlechtesten Liederfänger wurden ausgewählt und für unfehlbar erklärt. Alle anderen, die Lieder machen wollten, galten als unfähig.

Damit war der Sache abgeholfen. Das Volk, das die siebzehn bezahlte, um sich von ihnen ausschelten zu lassen, gewöhnte sich in den Schulen bald daran, die siebzehn als unfehlbar und alle anderen als unfähig zu betrachten. Alle unzufriedenen Liederfänger aber waren damit zum Schweigen gebracht, denn selbstverständlich wollte niemand singen, ohne wenigstens von den siebzehn gelobt zu werden: das machte, daß seitdem alle Lieder in einem und demselben Ton gesungen wurden.

Als sich die Schulen vermehrten und es immer schwerer wurde, für alle Moralbücher zu schreiben, mußte Lasse schließlich doch trotz seiner Furcht, eine so gefährliche Erfindung loszulassen, eine Druckerei einrichten. Damit aber die gefährliche Einrichtung sich nicht gegen ihn und sein Werk wende, ließ er sie unter königliche Aufsicht stellen.

Das erste Erzeugnis dieser Buchdruckerei war eine Druckfreiheitsverordnung. In der geheimen Gesellschaft „Die Mißvergnügten“ hielt man eines Abends auf einem Heuboden Zusammenkunft, als gerade die neue Druckfreiheitsverordnung erschienen war. Paul Jäger hatte ein Exemplar bekommen und wollte es vorlesen, um es einer Kritik zu unterwerfen. Man setzte sich zurecht und lauschte.

Paul begann zu lesen:  
„Druckfreiheitsverordnung. § 1. Jeder Mitbürger hat volle Freiheit, sich im Druck zu äußern!“

„Surra!“ antworteten die Mißvergnügten.  
„Es lebe die Freiheit!“

„§ 2. Die Höllelehre darf nicht ungehöriger Kritik unterzogen werden, da sie von den Göttern ist.“

„Oh!“ sagten die Mißvergnügten. „Die sollte ja zu allererst kritisiert werden.“

„§ 3. Jeder Schriftsteller ist verpflichtet, sich lobend über Lasses, Uffkas, Landeshauptleute, Krieger, Schreiber, Kinderpeitscher und deren Freunde und Bekannte zu äußern.“

„§ 4. Die Gesellschaft für gegenseitiges Lob oder die siebzehn Unfehlbaren können jede Schrift unterdrücken die gegen die Moral gerichtet ist.“

„§ 5. Niemand außer der Gesellschaft für gegenseitiges Lob darf sich über einen verstorbenen Lasse äußern.“

„§ 6. Jeder Mitbürger hat volle Freiheit, sich im Druck zu äußern.“

Die Mißvergnügten trennten sich, fest entschlossen, die neue Druckfreiheit bei der ersten besten Gelegenheit zu benutzen.

Die Kinderpeitscher waren die ersten, die die Erzeugnisse der Druckfreiheit bekamen, und das Moralbuch wurde in tausend Exemplaren gedruckt, in den Hütten angenagelt und unter die Unterklasse verteilt; denn die Oberklasse, die das Moralbuch erfunden, konnte es schon vorher auswendig.

Lasse war mittlerweile müde und alt geworden, und er fühlte sein Ende nahen. Nachdem er zweitausend Krieger zusammengerufen hatte, ließ er einen Thronfolger wählen. Und siehe, die Wahl fiel auf seinen Sohn, dem sofort unter dem Namen Lasse II. Axel gehuldigt wurde.

Lasse weinte vor Mühsamkeit über einen so großartigen Beweis für die Liebe des Volkes gegen sein Haus, und benutzte eine ungeeignete Gelegenheit, um vorzuschlagen, daß Vibernübe und Stuhl in seiner Familie erblich werden sollten.

Als darob Mißvergnügen unter den Landeshauptleuten zu spüren war, trat Uffka auf und wandte sich ans Volk, das weit entfernt am Walde hinter den Kriegern stand. Das Volk, das die Krieger haßte und nur gehört hatte, daß sie „nein“ antworteten, rief natürlich „ja“; da mußten die Krieger nachgeben.

Lasse dankte für diesen neuen Beweis der Liebe des Volkes, und er hielt diese Muse aus der „Tiefe des Volks“ so hoch, als habe ein Gott selbst gesprochen; denn des Volkes Stimme ist Gottes Stimme; und Lasse II. beeilte sich, den ebenso hübschen wie unwahren Wahlspruch anzunehmen: „Die Liebe des Volkes nächst meinem Lohn!“

Lasse, von so mannigfacher Bewegung erschüttert, legte sich aufs Totenbett, von Jahren und von Ehren satt. Nachdem er allen seinen Feinden ihre Vergehen verziehen und von Uffka die Versicherung, daß er nicht in die Hölle kommen werde, empfangen hatte, schlief er ein.

Alle die siebzehn Unfehlbaren schrieben Loblieder über sein tatenerreiches Leben, und Uffka hielt eine Leichenrede.

Lasse II. trocknete seine Tränen und bestieg den Thron.

9.

Lasse II. Axel war ein milder Herr, der Krieg nicht liebte, sondern für Gesittung und Wissenschaft schwärmte.

Seine erste Regierungshandlung bestand darin, die Geschichte Lasses I. zu schreiben. Die siebzehn Unfehlbaren nahmen das Werk in Angriff, und es gelang ihnen, ein Meisterwerk von dauerndem Wert zustande zu bringen. Lasse wurde darin der Große genannt, und zwar mit Recht, denn er hatte das neue Gesellschaftssystem gegründet und stets das Wohl des Volkes als höchstes Ziel vor Augen gehabt.

Die Gesellschaft der Mißvergnügten aber schrieb eine andere Geschichte von Lasse, in der er recht und schlecht „Der dumme Gulling“ genannt wurde. Sie erklärten, er habe die jetzige Sklaverei des Nöhrens und Behrens eingeführt, der Steuern für die Arbeiter und der Steuerfreiheit für die Faulenzer. Er habe durch Gefängnisse und Kinderpeitscher die Jugend verdorben; er sei ein Esel gewesen und sein Gesellschaftssystem sei albern.

Das Buch wurde konfisziert und mit den Verfassern verbrannt; die Gesellschaft für gegenseitiges Lob aber setzte einen Preis von sechs

Pfund Zink aus für den, der die schönste Gedächtnisschrift über Lasse I. Hugo, genannt der Große, verfaßte.

Da indessen Lasse II. Axel ein sah, daß die Unzufriedenheit mit der Gesellschaft nicht schnell zu unterdrücken sei, ließ er eine Geschichte des Reiches verfassen. In der wurde, auf Grund des von Lasse, dem Vater, hinterlassenen Exemplars von Ludbeds Atlantica, zur Evidenz nachgewiesen, daß das jetzige Reich wirklich das vollkommenste von allen Reichen und in der Tat Atlantica oder die Insel der Seligen sei. Die Insel, die die Vorfäter bewohnt haben und auf der sie selig gewesen sein wollen, habe es niemals gegeben; das sei nur eine Erfindung der Mißvergnügten, um das Volk mißvergnügt zu machen. Von einem stückerpeitscher wurde ein neues Lehrbuch eingeführt, das hieß: „Lob des gegenwärtigen Zustandes“ oder „Die vollkommenste der Gesellschaften“.

Zwischen waren eine Menge Schreiberfinder und Kriegerfinder aufgewachsen. Um ebenso wie bei der Königswahl Zank und Entzweiung zu vermeiden, führte man die Sitte ein, daß die Beschäftigungen erblich wurden. Da sich aber Schreiber und Krieger unbehindert ohne sechs Hektar Land verheiraten könnten, denn sie standen natürlich über dem Gesetz, das sie gemacht, so war das Land bald von Kindern der Oberklasse überschwemmt, die keine Beschäftigung hatten. Sie wurden vom Staat durch Stipendien oder Belohnung ernährt; Belohnungen, damit sie nicht zu stehlen oder zu morden brauchten; und für möglichst viele richtete man Beschäftigungen ein. Die keine Beschäftigung hatten, mußten doch auch irgend etwas tun, und so erfanden sie eine Beschäftigung. Einer nahm sich vor, Knöpfe zu sammeln; ein anderer sammelte Zapfen von Nichte, Kiefer und Wacholder; ein dritter verschaffte sich ein Stipendium, um in die Welt hinauszufahren.

Dieser letzte war heimgekehrt, nachdem er eine ausgestorbene Sprache entdeckt hatte, die auf hölzernen Tafeln geschrieben stand. Da der Schlüssel zur Sprache dabei war, war es leicht, sie zu entziffern. Der Entdecker aber, der sie die Schoschosprache nannte, war sehr stolz, eine Sprache zu können, die niemand anders konnte.

Der Knöpfe sammelte, hatte schließlich eine fürchtbare Sammlung bekommen. Da er nicht wußte, wo er sie aufbewahren sollte, erhielt er aus der Staatskasse Gelder, um ein Haus für Aufnahme der Sammlung zu bauen.

Da setzte er sich nun hinein, um die Knöpfe zu ordnen. Sie waren auf mancherlei Weise einzuteilen: man konnte sie in Unterhosenknöpfe, Hosenknöpfe, Rockknöpfe usw. einteilen; unser Mann jedoch verfiel auf eine künstlerischere Art, die natürlich aber auch schwerer war. Dazu brauchte er Hilfe.

Er schrieb zuerst eine Abhandlung über das Studium der Knöpfe vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt. Darauf stellte er bei der Schatzkammer den Antrag, eine Professur in Knopfsologie einzurichten, nebst zwei Assistentenstellen. Das Gesuch wurde bewilligt, mehr um beschäftigungslosen Leuten etwas Zeitvertreib zu verschaffen, als um der Sache selbst willen, deren Wert man noch nicht beurteilen konnte.

Da der Mann, er hieß Hylling, zufällig zwei uneheliche Söhne hatte, für die er Aufpeitschungsmittel nicht bezahlen konnte, brauchten die Assistentenstellen nicht erst ausgeschrieben zu werden.

Hylling sollte bald die Welt mit dem ersten vollständig wissenschaftlichen System der Knopfsologie in Erstanen setzen. In zwei Jahren hatte er es ausgearbeitet, und es war ein wunderbares Meisterwerk, denn in seine Klassen konnte man alle Knöpfe der Welt einordnen.

Sein System erregte ein unerhörtes Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Selen.

Von Karl Hermann.

Die Chemie kennt eine Reihe von Grundstoffen, einfachen, nicht weiter zerlegbaren Körpern, die in der Natur mehr oder minder verbreitet, stets nur in geringer Menge und meist nur in Verbindung mit anderen Stoffen zu finden sind und daher als „seltene chemische Elemente“ bezeichnet werden. Viele von ihnen sind von Wissenschaft und Technik wegen ihrer wertvollen Eigenschaften sehr geschätzt. Man braucht nicht bis zum Radium zu gehen, sondern schon das in den Gasglühkörpern leuchtende Thorium und Cerium, das in neuester Zeit für die Fabrikation elektrischer Glühlampen benutzte Tantal und andere müssen hierzu gerechnet werden. An diese Stelle gehört auch das Selen. Es ist ein eigentümlicher Stoff, der nach seinen Eigenschaften als Metall angesprochen werden kann, während er in chemischer Hinsicht in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit dem Schwefel, also mit einem nichtmetallischen Körper aufweist; auch in den Schwefelverbindungen ist er meist in ganz geringen Quantitäten enthalten. Als Schwefelverbindungen kennt man neben anderen hauptsächlich den Schwefelkies und Kupferkies, aus denen das Selen gewonnen werden kann. Wenn diese Mineralien unter Luftzutritt erhitzt werden, wie dies mit dem Kupferkies zur Gewinnung des Kupfermetalls oder mit Schwefelkies für andere industrielle Zwecke geschieht, so entwickelt sich schweflige Säure, jener blaue Rauch (wie beim Verbrennen eines Schwefelhölzchens), der von der Chemie in Schwefelsäure umgewandelt und auf diese Art nutzbar gemacht wird. Die dazu erforderlichen Prozesse gehen bei einer fabrikmäßigen Darstellung der Schwefelsäure in Bleikammern vor sich. Auf deren Boden sammelt sich ein Schlamm an; dieser besitzt nicht unwesentliche Mengen von dem aus den Schwefelmineralien mit übergegangenen Selen. Die Ausbeutung dieses als Nebenprodukt resultierenden Schlammes ist die eigentliche Gewinnung des Selen; durch verschiedene chemische Manipulationen erhält man es schließlich in metallischer Form von grobkörnig-kristallinischem Gefüge und schwärzlich-grauem, bleiblichem Aussehen. In diesem Zustande leitet das Selen die Elektrizität, und zwar im Lichte besser als im Dunkeln, die auf ein Selenstück treffenden Lichtstrahlen haben demnach die Macht, die Elektrizitätsleitfähigkeit dieses seltenen Stoffes zu bestimmen.

Die Hauptverwendung des Selen in der Technik gründet sich auf diese charakteristische Eigenschaft, den elektrischen Strom im Hellern besser, im Finstern schlechter zu leiten; zwischen der besseren und schlechteren Leitfähigkeit existiert nun keine scharfe Grenze, sondern der Uebergang vollzieht sich allmählich. Mit dem geringsten Nachlassen der Lichtstärke nimmt auch die Leitfähigkeit um ein entsprechend geringes ab und bei der kleinsten Verstärkung zu. Nach den physikalischen Gesetzen bedingt aber eine Herabsetzung der Leitfähigkeit gleichzeitig eine Verminderung der Stärke des hindurchgehenden elektrischen Stroms, man hat demnach in dem Selen ein Mittel in der Hand, Schwankungen der Lichtstärke in Schwankungen elektrischer Stromstärke zu verwandeln. Ein einfaches Experiment wird das verständlich machen. Eine kleine Elektrizitätsquelle, vielleicht eine Batterie von einigen galvanischen Elementen, verbinden wir durch zwei Leitungsdrähte mit einem Galvanometer, einem Apparat, der die Stärke eines hindurchgehenden Stromes durch den Ausschlag einer Nadel sichtbar werden läßt. Die Spitze der Nadel gleitet wie der Zeiger einer Uhr über eine runde Skala hin; weist die

Nadel auf den Nullpunkt, so bedeutet dies das Aufhören des Stroms, dagegen gibt sich dessen Anwachsen dadurch zu erkennen, daß die Nadel auf eine höhere Zahl von Skalagraden hinzeigt. Natürlich dient diese immerhin primitive Vorrichtung nicht zur Messung bestimmter Einheiten, sondern sie soll nur das Vorhandensein und die verhältnismäßigen Schwankungen des elektrischen Stroms andeuten. Wenn wir einen solchen Apparat an die Leitung unserer Batterie anschließen, stellt sich die Zeigernadel auf eine bestimmte Gradzahl, auf der sie, weil die Stärke des elektrischen Stroms einige Zeit hindurch gleich bleibt, so lange verharret, wie der Strom zirkuliert; mit seiner Unterbrechung fällt sie auf die Nullstelle zurück. Jetzt zerschneiden wir einen der beiden Drähte, die von der galvanischen Batterie zum Galvanometer führen und fügen in die Schnittstelle ein kleines Selenkristall ein, damit der Stromweg wieder vorhanden ist und befestigen das ganze in geeigneter Weise. Das so zwischen die Drahtleitung eingeklemmte Selenstück wird unter einen Gegenstand gebracht, der das Licht abhält. Infolge der schlechten Leitfähigkeit des Selen im Dunkeln, also des Widerstands, den es dem Durchgange des elektrischen Stroms entgegensetzt, ist dessen Stärke nicht so groß wie zuvor, das Galvanometer zeigt einen geringen Ausschlag. Nach einer Weile entfernen wir den verdunkelnden Gegenstand, das Selen liegt im Licht und schnell nimmt seine Leitfähigkeit zu: der Strom wird stärker und die Nadel des Galvanometers steigt auf eine höhere Gradzahl.

Schon aus dem Prinzip dieses einfachen Apparats hat man eine technische Anwendung des Selen hergeleitet, ein Verfahren der Photometrie, der Lichtstärke-Messung. Die Stärke einer Lichtquelle, gleichgültig ob Petroleum-, Gas- oder elektrisches Nagen- oder Glühlicht, berechnet man bekanntlich u. a. nach Normalkerzen. Hierunter versteht man diejenige Lichtmenge, die die fünfzig Millimeter hohe Flamme einer gewöhnlichen Kerze von zwei Zentimeter Durchmesser ausstrahlt, um den Effekt einer Lichtquelle zu bestimmen, vergleicht man das von ihr gelieferte Licht mit dem einer solchen Kerze, um das wievielfache es diese übertrifft. Verschiedene Methoden existieren hierfür, diejenige, die sich des Selen bedient, kann man in den Umrißen an dem eben gebrachten Galvanometerbeispiel erklären. Man benutzt dazu ein entsprechend großes und empfindliches Galvanometer, das durch einen längeren Zeit hindurch mit gleichmäßiger Stärke fließenden elektrischen Strom betätigt wird. In die durch einen finsternen Raum gelegte Leitung schaltet man hier eine sogenannte Selenzelle ein, das ist ein Glasgefäß, das die durch Selen miteinander in Kontakt gebrachten elektrischen Leiter enthält. Wird der elektrische Strom durch diese Einrichtung gesandt, während das als Prüfungsraum bezeichnete Lokal mit dem Selenapparat im Finstern liegt, so wird die Nadel des Galvanometers wegen der geringen zu ihm gelangenden Stromstärke nur wenig von der Nullstellung abweichen. In dem dunklen Prüfungsraum entzündet man jetzt eine Kerze von den genannten Dimensionen, deren Lichteffect als Einheit anzusehen ist, so wird nach der charakteristischen Wirkungsweise des Selen der Strom stärker, die Nadel rückt auf eine bestimmte Zahl vor. Dieser Unterschied zwischen der früheren Nadelstellung und der jetzigen würde daher auf die Lichtwirkung der Normalkerze zurückzuführen sein. Die Kerze wird verlöscht, das Selen liegt wieder im Finstern, die Nadel geht auf ihre frühere Stellung zurück. Mit dem Aufleuchten der zu messenden Lichtquelle, die intensiver strahlt als die Normalkerze, wird das Selen entsprechend leitfähiger, ein stärkerer Strom durchfließt infolgedessen die Leitung und

bringt die Zeigernadel im Galvanometer auf eine hohe Zahl von Graden, die, wie man durch Versuche ermittelt hat, einen Leuchteffekt von einer bestimmten Anzahl Normalkerzen verlangt. Wenn beispielsweise sonst zweihundertdreißig Kerzen notwendig waren, um die Nadel auf den jetzigen Ausschlag zu bringen, und die zu messende Lichtquelle ruft diesen Ausschlag jetzt hervor, so ist damit bewiesen, daß sie eben eine Leuchtkraft von zweihundertdreißig Normalkerzen besitzt.

Dies wäre nur ein Bild von der Wirkungsweise des Selen. Selbstverständlich hat die Technik schon versucht, dieses Verhalten zur Lösung wichtiger Probleme heranzuziehen. Es sei hier an die theoretische Konstruktion des elektrischen Fernsehers von Szezebanik erinnert, die allerdings noch nicht praktisch ausführbar ist, wohl aber wegen der scharfsinnigen Anwendung des Selen bewundert wurde, weiter an die drahtlose Telephonie und an die elektrische Fernübertragung von Photographien, Zeichnungen und Handschriften. Die beiden zuletzt aufgezählten Erfindungen sind auch noch nicht im praktischen Gebrauch, sie datieren noch nicht weit zurück und befinden sich heute im Stadium des gelungenen Versuchs.

Zunächst einige Worte über die Idee des elektrischen Fernsehers. Mit diesem Apparat sollte es möglich sein, das Bild eines Gegenstandes vor dem Aufgebermechanismus vermittels einer Drahtleitung durch Elektrizität nach der entfernten Empfängerstation zu transportieren. Die Übertragung sollte eine augenblickliche sein und jede Bewegung des Gegenstandes, wie die Gesten einer vor dem Apparat stehenden Person, genau übermitteln. Der Empfangsmechanismus sollte dann das Bild auf eine Mattglasfläche werfen. Daß diese Idee noch nicht verwirklicht wurde, hat seine Ursache in bis heute noch nicht überwundenen technischen Schwierigkeiten.

Günstiger steht es um die anderen Erfindungen, die von hohem praktischen Interesse sind. Dem Selen verdanken wir da die drahtlose Telephonie unter Zuhilfenahme des elektrischen Bogenslichts. Schon von Graham Bell, dem Erfinder des Telephons, wird berichtet, er habe ein primitives System einer drahtlosen Telephonie versucht, mit dem es ihm gelang, nachts auf eine kurze Entfernung Gespräche zu führen. Der Gebearat von Bell bestand aus einem Schalltrichter, dessen breite Oeffnung mit einer dünnen, elastischen Metallplatte, einer Membran, verdeckt war, dabei auf der Außenseite eine spiegelnde Verfilberung trug. Auf diese blanke Spiegelmembran fiel das Licht einer starken Lichtquelle, der Schein des grellen Drummondschen Kalklichts, der von der spiegelnden Fläche zurückgeworfen und nach der Empfängerstation gerichtet wurde. Wurde nun in das Mundstück des Schalltrichterrohrs gesprochen, so geriet naturgemäß die Spiegelmembran unter dem Einfluß der Schallwellen in Schwingungen und sandte deshalb ein zitterndes Licht hinüber zu dem Empfänger, wo es auf Selen traf, das in die Leitung eines Mikrophons eingeschaltet und daher elektrisch erregt war. Unter dem zitternden Licht geriet der Mikrophonstrom in Schwankungen und ließ im Mikrophon die gesprochenen Worte wieder hören. Eine wesentliche Verbesserung erfuhr die drahtlose Telephonie schließlich mit der Entdeckung der tönenden Bogenlampe, die in gleicher Art und Weise wirkt wie die Spiegelmembran, aber weit stärker.

Die interessanteste Verwertung des Selen dürfte aber wohl seine Benützung in der Telephotographie sein. Unter diesem Namen versteht man in diesem Falle die telegraphische Übertragung von Photographien auf sehr große Entfernungen. Sie bezweckt demnach ein ähnliches wie Szezebaniks Fernseher, aber das Bild

erscheint dort nicht im Moment, sondern wird im Empfangsapparat nach und nach aufgebaut. Professor Korn in München, der Erfinder dieses Systems, läßt zunächst eine Photographie von dem zu übertragenden Bild, zum Beispiel das einer Person, auf einem durchsichtigen Zelluloidblatt aufnehmen. Diesen Film legt man um die Außenseite eines hohlen, elektrisch rotierenden Glaszylinders, in dessen Innern das Selen auf einer kleinen Schieferplatte ausgebreitet und in die zur Empfängerstation führende Leitung eingeschaltet ist. Das ganze arbeitet in einem finsternen Kasten, in dem nur an einer bestimmten Stelle Licht durch eine optische Linse einfällt; sie vereinigt es in ihrem Brennpunkt, der bei der Rotation des Glaszylinders über den photographischen Film hinweggleitet und dabei, da sich der Zylinder bei jeder Drehung um eine Kleinigkeit verschiebt, eine fortlaufende Spirale beschreibt. Hinter dem Brennpunkt breiten sich die Lichtstrahlen wieder aus und fallen voll auf die Selenplatte.

Je nach dem nun der Brennpunkt auf seinem Wege über das Bild hellere oder dunklere Stellen trifft, gibt das Selen stärkere oder schwächere Ströme nach der Empfängerstation, in der ein ähnlicher Mechanismus in Tätigkeit ist. Hier rotiert in einem lichtdicht geschlossenen Kasten eine ähnliche Walze um eine gleichfalls von einem kleinen Elektromotor bewegte Achse. Die Stelle des Films im Gebearat vertritt hier ein photographisch präpariertes Papier. Eine Geißlerische Röhre, ein luftleerer Glaskörper, in dem bliskähnliche elektrische Entladungen vor sich gehen, ist dicht über dem Papier so angebracht, daß von dem Licht nur ein einziger feiner Strahl auf die lichtempfindliche Präparation fällt und hier dieselbe Bahn beschreibt wie der Brennpunkt im Gebearat. Die von der Gebestation herankommenden Ströme sind je nach den Bildstellen stärker oder schwächer und bewirken entsprechend lichtärmere oder lichtreichere Entladungen in der Geißleröhre des Empfängers, deren Lichtstrahl damit variiert und hellere oder dunklere Linien auf dem photographischen Papier verursacht, aus denen sich logischerweise das in der Gebestation in ähnlicher Art zerteilte Bild zusammensetzen muß, da sich dank einer sinnreichen Anordnung beide Zylinder trotz der Entfernung genau übereinstimmend drehen. Vermöge einfacher Maßnahmen erreicht man auch, daß die gewonnene Reproduktion bei der Uebertagung von Photographien direkt als Positivbild den Apparat verläßt. —



## Tau, Reif, Schnee.

Von H. Gerstmann.

(Schluß.)

Man hat flüssige Nebeltröpfchen von 13 Grad Celsius unter Null beobachtet. Langsam und gleichmäßig ziehen die Tröpfchen durch die Luft; geraten aber ihrer zwei aneinander, so genügt dies Anprallen, um beide in Eis zu verwandeln, in Eiskügelchen von solcher Kleinheit freilich, daß man sie bei dem in solchen Fällen ohnehin trüben Licht nicht erblicken kann, die aber, wenn sie auf die Gesichtshaut des sich bewegenden Menschen stoßen, sich dort durch ein unangenehmes Stechen und Prickeln bemerkbar machen. Wenn mehrere solcher kleinen Eiskörnchen sich zusammenballen, so entstehen Stücke, die man auch mit dem Auge als in der Luft schimmernde Streifen bemerken kann, und für die man den Namen Eisnadeln und sogar ein besonderes meteorologisches Bezeichnungsbild, einen horizontalen Pfeil, eingeführt hat. Ragt nun ein Baum oder ein Pfahl in die Luft hinein, so wird ein solcher Gegenstand an fast allen kleinen

Punkten von den unterkühlten Nebeltröpfchen berührt und deshalb bald überall mit Eiskügelchen bedeckt werden, die ihm das Aussehen geben, als wäre er mit gewöhnlichem Reif bedeckt; es ist aber Raureif. Der Unterschied zeigt sich, wenn die Erscheinung einige Zeit angehalten hat. Der Reif nämlich bildet stets nur ganz dünne Schichten. An den ersten dünnen Schichten des Raureifes aber zieht fortdauernd die große Schar der immer in der Luft befindlichen kalten Nebeltröpfchen fort, und jedes von ihnen, welches ein Raureifkristallchen berührt, wird selbst zu einem neuen, und so entstehen Eiskügelchen von manchmal recht auffälliger Größe. Aber immer bilden sich diese Kügelchen nur an der einen Seite der betroffenen Stange, nämlich an der dem Winde entgegengesetzt gerichteten. Wer einen winterlichen Spaziergang nicht sieht, wird wohl schon beobachtet haben, daß die Telegraphendrähte auf unübersichtbare Strecken mit einem, dem Beschauer ein herrliches Bild bietenden, weißschimmernden Mantel bedeckt sind.

Der Telegraphenverwaltung macht diese Erscheinung allerdings durchaus kein Verhängnis. Der Raureif lagert sich nämlich in Schichten von bedrohlicher Stärke auf den Drähten ab; das auf einem Drahtstück von nur einem Fuß ruhende Eis wiegt nicht selten zehn Pfund und darüber, und es ist wohl begreiflich, wenn auch das solide Metall, das den Draht bildet, einer solchen Last nicht gewachsen ist und unter ihr bricht. In einzelnen Gegenden, besonders in Gebirgen, kamen diese störenden Unfälle in solchen Mengen vor und kehrten dabei in fast jedem Winter so regelmäßig wieder, daß der Mensch endlich der Kraft der Elemente weichen mußte. Man verzichtete in solchen vom Raureif bevorzugten Gegenden darauf, frei gespannte Telegraphen- oder Telephonendrähte anzubringen und legte sie in den Erdboden.

Auch der Forstmann ist auf die schönen Gebilde des Raureifes nicht gut zu sprechen; denn die Lasten, die es den Ästen der Bäume auflegte, sind vielfach so groß, daß unter ihnen auch das beste, kernigste Holz zerbricht. Der der Forstverwaltung auf diese Weise entstehende Schaden beläuft sich oft auf hohe Summen. Dabei sieht man allerdings gerade an Bäumen Gebilde von einer Schönheit, als hätte sie nicht der frei wirkende Zufall, sondern die geschickte Hand eines bewußt Schaffenden angefertigt: Kränze und Ringe, verzweigte Figuren kommen vor, Ketten und Quirlen schlingen sich in meterlangen Bogen von Zweig zu Zweig. Hier muß man sich nun aber vor einer Verwechslung hüten. Solche Figuren werden nämlich nicht nur von Raureif gebildet, sondern sie entstehen auch bei länger andauerndem heftigen Schneefall.

Der Schnee unterscheidet sich von allen bisher erwähnten Eiskügelchen dadurch, daß bei jenem ein direkter Uebergang vom Wasserdampf zum festen Eis stattfindet. Ein solcher direkter Uebergang erscheint dann nicht verwunderlich, weil auch der entsprechende Prozeß in umgekehrter Richtung durchaus nicht unerhört ist, man kennt die Bildung von Wasserdampf direkt aus Eis und über Eis, ja man hat sogar die Mengen des so entstehenden Dampfes bestimmt. Wenn also die Atmosphäre mit Wasserdampf übersättigt ist, so daß eine bestimmte Menge von ihm nicht mehr von der Luft herbergt werden kann, und wenn zugleich die Temperatur der Luft, in der dieser Vorgang sich abspielt, unter dem Gefrierpunkt liegt, so scheidet sich der überschüssige Wasserdampf in der Form kleiner sechsstrahliger Krystalle, die überhaupt die Krystallform des Eises darstellen. Und wie bei einem chemischen Prozeß, bei dem in der Porzellanschale Krystalle sich entwickeln, diese erst sehr klein sind und allmählich anwachsen, wobei die Struktur der größeren Krystalle stets

der der kleineren gleich bleibt, also die Winkel, die die einzelnen Flächen mit einander bilden, unveränderlich sind, so wachsen auch die Schneekristalle in gleicher Weise. Dabei kommt es vor, und zwar recht häufig, daß an den Hauptstrahlen des kleinen Schneekristalls sich Nester ansetzen, und an diesen wiederum kleinere Verzweigungen, aber stets bleiben die Winkel, unter denen diese Nebengebilde sich am Hauptstamm anlagern, dieselben, der Typus und Charakter des Kristalls bleibt also trotz der vielfachen Zusammenstellungen unverändert. Es gelingt leicht, eine einzelne Schneeflocke auf einer abgekühlten Glasschale aufzufangen — abgekühlt muß sie sein, damit die Flocke auf ihr nicht sofort schmilzt — und dann mit einer Lupe zu erkennen, wie überall in ihrem Gewebe der sechsstrahlige Aufbau deutlich hervortritt.

Daß der Schnee direkt aus Dampf entsteht, konnte man gelegentlich durch unmittelbare Beobachtung feststellen. Der englische Physiker John Tyndall berichtet von einem Fall, bei dem, während draußen starke Kälte herrschte, in einem Häuschen im Kaukasus ein Tanzvergnügen stattfand. Durch die große Zahl der Anwesenden, die neben dem Tanzen auch das Trinken nicht vergaßen (wobei natürlich mehrere Unschlittkerzen leuchteten), war in dem Raum eine ziemlich große Hitze entstanden, dessen Luft zugleich sehr reich mit Wasserdampf angefüllt war. Plötzlich wurde ein Fenster zerbrochen, die kalte äußere Luft strömte herein, und dadurch wurde auch die unmittelbar benachbarte Luft des Zimmers so jäh abgekühlt, daß ein Teil des in ihr vorhandenen Wasserdampfes sofort zu Schnee gefror, der in dem heißen, dunstigen Zimmer einen kleinen Schneefall entstehen ließ.

Da beim Entstehen von Schnee eine große Menge auf einen weiten Raum verteilten Wasserdampf auf einen sehr kleinen Raum zusammengedrängt wird, wird auch die an den Dampf gebunden gewesene Menge Elektrizität sehr eng zusammengedrückt, und der Schnee muß daher eine verhältnismäßig starke elektrische Ladung aufweisen.

In jüngster Zeit wurden Messungen hierüber angestellt, und sie bestätigten in der Tat diese Annahme; freilich ist die elektrische Spannung nur an dem frisch gefallenen Schnee nachzuweisen, bei einigermaßen längerem Liegen

verschwindet sie durch Abgabe der Elektrizität an die Umgebung.

Wer jetzt im Winter einen nicht gar zu kleinen Weg auf schneebedecktem Boden zu machen hat, bemerkt, daß sich der Schnee in störender Weise unter seinen Stiefelsohlen und wohl ganz besonders unter seinen Stiefelabsätzen ansammelt; dies ist die Folge eines recht merkwürdigen Vorganges, den man als Regelation bezeichnet. Das bedeutet so viel wie Wiedergefrieren.

durch Regelation sind sie alle zu einem einzigen Eisblock zusammengeeschmolzen. Die Regelation ermöglicht auch das Fließen der Gletscher. Der Druck des umgebenden Gesteins läßt ihn an den Rändern schmelzen, das Schmelzwasser jedoch gefriert sofort wieder, aber dabei hat sich der Gletscher der Form des umgebenden Gebirges so angepaßt, daß er in ihm bequem gleiten kann und in der Tat zu gleiten beginnt; bei jedem Hindernis, bei jeder Einengung tritt wieder durch Druck ein Schmelzen und Wiedergefrieren ein, die die

Gletschermasse auch hier wieder der Umgebung anpassen; dies ewig wechselnde Schmelzen und Wiedergefrieren macht aus dem sonst so spröden Eis eine elastische Masse, die wie ein Teig in dem Gletscherkessel dahinwandert. So beruht auch das Zusammenballen des Schnees unter dem Stiefelabsatz auf Regelation; die durch den Tritt des Menschen festgedrückten Schneeteilchen schmelzen zum Teil und frieren dann sofort zu einer einzigen Einheit zusammen, die oft so fest zusammenhaftet, daß es schwer ist, sie vom Stiefel zu entfernen oder in mehrere Teile zu trennen.

Wenn nun ein Schneefall längere Zeit andauert, so bleiben an den Zweigen der von ihm getroffenen Bäume nicht bloß einzelne Schneeflocken hängen, sondern daran heben sich unter einem gewissen Druck andere und wieder andere fest; die Wirkung der Regelation macht sich geltend, und die einzelnen Flocken bilden eine zusammenhängende Masse, die so fest zusammenhält, daß der Wind, der sonst einzeln lagernde Schneeflocken aufwirbelt, sie nicht zerstören kann; diese Gebilde schlingen sich girtelartig von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, nicht selten einige Meter lang, und es macht einen ge-  
fälligen Eindruck, wie diese zierlichen, zer-



Der erste Zopf. Nach dem Gemälde von Wladimir Magidey.

Die Regelation besteht darin, daß zwei Eisstückchen, die sich berühren, zu einem einzigen zusammenfrieren. Durch die Pressung der einander berührenden Eisstücke schmelzen die unmittelbar aneinandergelagerten Eisteilchen, aber das entstandene Schmelzwasser kann sich bei der ringsum befindlichen Kälte nicht flüssig erhalten, es gibt sofort viel Wärme ab und gefriert zu Eis, das die beiden vorher getrennten Eisstücke zu einem einzigen zusammenfügt. Man kann, wenn man von einer Anzahl Eisstücke, die in einem Eimer liegen, das oberste heraushebt, die sämtlichen daran lagernden Stücke mitheben:

brechlichen Bänder doch genügend Widerstandsfähigkeit besitzen, um sich tagelang dem Wind gegenüber zu erhalten. Wer ihr Entstehen kennen gelernt hat, wird sie wohl kaum noch mit den früher besprochenen Raufreifbildungen verwechseln; aber ihr äußeres Ansehen läßt sie diesen allerdings ähnlich erscheinen, und so bilden sie in der Tat eine Art Uebergangserscheinung von Schnee zum Raufreif, und mittelbar ein Verbindungsglied zwischen den doch ganz grundverschiedenen Erscheinungen von Reif und Schnee. --

# Maria und Joseph.

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von A. Ger.

Von Böhmen herüber kamen sie mit anderen Leidensgenossen betteln, die zwölfjährige Maria und der dreizehnjährige Joseph Skatula. Betteln in das Wald-dorf Tannenberga, zu Lenten, die im rauhen und unwirtlichen Klima des sächsischen Sibiriens in bitterer Armut das eigene Leben fristeten und bei aller Bedürfnislosigkeit oft genug noch Mangel am nötigsten litten. Aber so groß auch die Armut in den meisten Familien der Tannenberger war, betteln zu gehen, oder die Kinder betteln zu schicken, das hätte man doch als schwerste Schande empfunden. Lieber sah man vom frühen Morgen bis in die späte Nacht vor dem Klöppelsack und Klöppelke für kümmerlichen Lohn die seidenen Spitzen für die reichen Damen der großen Städte, oder über dem Nährahmen und schmückte die bunten Tücher, mit denen später die südländischen Signoras sich putzten, mit kunstvollen Tamburierereien und Stickerereien.

Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Tannenberger Bettelleute nicht gern sahen und in manch derbem Wort von dem katholischen Bettelvolk und den böhmischen Betteljungen sich ihr Groll über die ungebetenen Gäste von jenseits der Grenze Luft machte.

Die gleiche, wenig freundliche Behandlung wurde natürlich zunächst auch den beiden Skatulas zuteil, und wenn sie trotzdem regelmäßig kamen, immer den einen Sonnabend die Maria und den anderen der Joseph, und so vom Frühjahr bis zum Herbst, so hatte das eben seine guten Gründe. Zu Hause wurde das Elend nicht geringer und die Tannenberger waren und blieben ihnen nach der sächsischen Seite hin die nächsten Mitmenschen, die sie erreichen konnten. Gleichwohl hatte es mit dieser Nachbarschaft seine besondere Bewandnis.

Keine menschliche Niederlassung befand sich mehr zwischen dem Hause meiner Eltern, dem letzten und höchstgelegenen Tannenberga, und der Behausung der Skatulas jenseits der Landesgrenze. Zwischen beiden Ansiedelungen erstreckte sich ein schier endloser, geschlossener Wald. Soweit das Auge reichte, nichts als hochwipflige Kottannen, und dazwischen versteckt gewaltige granitne Felsmassen und düstere Hochmoore. Auf geraden Waldwegen und -Steigen, immer bergauf, bergab, brauchte ein guter Fußgänger drei Stunden, um durch diese Wildnis zu kommen. Diesen Weg mußten die kleinen Skatulas mit hungrigem Magen, barfuß und nur mit Lumpen bedeckt, zurücklegen, ehe sie bei uns die erste Stärkung erhielten.

„Das Haus, bei dem die Bettelleute den Sack auf- und wieder zubinden“, so nannten spöttisch die Tannenberger das unserige. Und ganz unzutreffend war diese Bezeichnung auch nicht. Fingen die Bettler doch bei uns ihren Mundgang an, um ihn auch bei uns zu beenden, uns auf diese Weise immer zweimal in Anspruch nehmend. Doch so knapp es auch in unserem eigenen Haushalte manchmal herging, kein Bittender wurde abgewiesen, oder auch nur mit einem unfreundlichen Worte bedacht. Tauchte gar am Sonnabend eins der Skatulas aus dem kaum fünfzig Schritt vor unserem Hause beginnenden Walde auf, so schob die Mutter ohne weiteres die großbauchige Kanne in die Ofenröhre, um das Kind mit einer Tasse Kaffee, freilich sehr sächsischem, zu laben.

Auch bei den übrigen Tannenberger Frauen hatte den Skatulas gegenüber nach und nach das gute Herz gesiegt. Stand den so demütig auftretenden Kleinen der Menschheit Leid doch gar zu deutlich im Gesicht geschrieben! Mit Ausnahme der Familien, in denen die Mütter zu

viele eigene Männer zu stopfen hatten, oder in denen infolge von Krankheit, Unglücksfällen usw. besonders große Not eingezogen war, erhielten die Kinder bei ihrem Mundgang von den meisten Frauen einen mehr oder minder starken Schnitt trockenen Brotes als Gabe.

Für den Joseph, mit dem ich im gleichen Alter stand, hegte ich, außer einem Gefühl allgemeinen Mitleides, keine besondere Sympathie. Ja, wenn es ein Bub gewesen wäre, mit dem ich einmal rechtchaffen hätte raufen können! Aber mit dem armen Kerl konnte man ja gar keinen Streit anfangen. Der sagte schon in vornherein zu allem „ja“.

Desto mehr zog es mich zu der kleinen Maria. Ich besaß keine Schwester, der ich hätte Liebe erweisen können, und so empfand ich denn ein unbestimmtes zärtliches Gefühl für dieses kleine Böhnermädchen, mit dem wirren Kraushaar um das bleiche Gesichtchen und den dunkler Augen, die gewöhnlich so schüchtern dreinschaute und die doch auch so flug aufblitzen konnten, wenn die Kleine erst aus sich herausging.

Aber es kam noch ein anderes hinzu, das meine Sympathie für das Marielke vergrößerte.

Mit zwölf Jahren — als infolge unverantwortlicher Luderwirtschaft in der Forstverwaltung, die Not in unserem Haushalte wie in zahlreichen anderen Familien des Ortes wieder einmal sehr groß gewesen war — hatte ich mein erstes Gedicht gemacht, mit bittersten Anklagen gegen die im Wohlleben sitzenden Urheber so vielen Elendes und Kummers. Strophen so voll revolutionären Geistes, daß ich mich heute noch, soweit sie in meiner Erinnerung haften geblieben sind, an ihnen ergötze. Mein Vater hatte sie jedoch, nachdem ich sie ihm vorgelesen hatte, aus besser Angst, sie könnten anderen Personen bekannt werden, sofort in den Ofen geworfen.

Und nun rang und gährte es in mir: Warum war so viel Not da? Mußte das so, oder konnte es nicht auch anders sein?

„Das sind naseweise Fragen und dumme Reden“, hatte mein Vater geantwortet, als ich ihn einmal auf dem Nachhauseweg von der Kirche mit meinen Zweifeln bestürmte. „Der liebe Gott bestimmt die Schicksale der Menschen und jeder muß das seine hinnehmen und damit zufrieden sein.“

Damit war ich wohl abgefertigt, aber innerlich befriedigt noch lange nicht. Wenn jeder sein Schicksal hinnehmen mußte, warum hatte dann mein Vater, als er mit einem Haufen Nachbarn um den großen Rachehofen herumsaß, mit diesen Männern so gewaltig räsoniert über die zum Himmel schreiende Wirtschaft im Forstregiment?

Auf die Ofenbank hatten die Männer in ihrer Wut mit den Fäusten geschlagen, daß die Köpfe geklirrt hatten, als sie alle die Ungerechtigkeiten aufzählten, die sie erdulden mußten! Aus ihren Reden, denen ich mit größter Eier gefolgt war, hatte ich ja ganz deutlich vernommen, daß unsere Notlage nur schlechten Einrichtungen entsprang, die doch ebenso gut bessere hätten sein können.

Und einmal, mitten in einem solchen Diskurs, war die Großmutter plötzlich vom Kanapee aufgesprungen und hatte den Männern zornig zugerufen:

„Selbst seid Ihr schuld an der Wirtschaft, weil Ihr Euch alles gefallen laßt! Eine unserer alten Gerechtfamen nach der anderen habt Ihr Euch nehmen lassen! Ihr habt Euch geduldet, geduldet und immer wieder geduldet! Und nun werdet Ihr getreten, getreten wie Ihr's gar nicht besser verdient!“ So hatten dann die

Männer alle plötzlich so betroffen geschwiegen und nur einer jensehend gesagt: „Ja, ja, wenn der Schneiderheiner noch lebte, würde manches anders sein!“

Danach schien es also doch, als ob die Geschiede der Menschen nicht nur vom lieben Gott bestimmt würden, als ob menschlicher Wille, menschliche Einsicht und Tatkraft bei der Gestaltung der menschlichen Schicksale eine große Rolle spielten. Aber wo waren nun die Fäden, die durch dieses ganze verschlungene Getriebe gingen und das Besondere mit dem Allgemeinen verbanden?

So grübelte und grübelte ich. Doch ich fand keine Antwort auf alle Fragen, die mich bewegten. Wenn ich wenigstens einen Menschen gehabt hätte, mit dem ich über diese Dinge einmal so recht von Herzensgrund hätte reden können. Doch nachdem ich mit meinem ersten Versuch bei meinem Vater so übel angekommen war, getraute ich mich an andere Leute mit meinen naseweisen Fragen und dummen Reden erst recht nicht heran. Da kam nun eines Sonnabends wieder das Marielke und tante bei dem üblichen Schälchen Kaffee und der Mutter liebevollem Zureden allmählich auf. Kaum wieder zu erkennen war da die Kleine, so sicher und verständlich stand sie der Mutter Rede und Antwort.

Auf ihren stundenlangen Wegen durch die wilde Waldeinsamkeit mochten der Kleinen wohl mancherlei Gedanken durch den Kopf gegangen sein. Aus jedem ihrer Worte sprach ein Verstand, der unter den Weisheitsküssen des Elends früh gereift war, eine Seele, die die Not nicht gebrochen, sondern gestärkt und zum Nachdenken getrieben hatte.

Das nahm mich noch mehr für das Marielke ein. Sie schien mir Geist von meinem Geist zu sein, und auch meine Mutter, die sonst altfluge Kinder nicht leiden mochte, meinte, als die Kleine ihr Körbchen wieder aufgenommen und ihren Mundgang angetreten hatte: „Das ist verwunderlich, mit dem Kind kann man wirklich reden, wie mit einem großen Menschen.“

War so meine Zuneigung für die Maria allmählich gewachsen, so wurde das Mitleid, das ich für sie empfand noch größer, als ich sie unter den Thyrigen in ihrer eigenen Häuslichkeit sah.

Mein Vater mußte im Antrage der Oberförsterei, der nächsten böhmischen Försterei, deren Waldungen an die sächsischen stießen, eine Mitteiligung überbringen. Es handelte sich um die Veranstaltung einer Jagd in den Revieren, die von der Grenze durchschnitten wurden, und die nach altem Jägerbrauch gemeinschaftlich abgetrieben wurden, um zu verhindern, daß waidwund geschossenes Wild über die Grenze wechselte und dadurch verloren ging. Ein solcher Verlust ist für den Jäger an und für sich schon schmerzlich, ganz besonders aber dann, wenn es sich um die heiß begehrten „Kapitalen“, die Träger der Geweihe von 16 Sprossen aufwärts, handelt. Und gerade diese „alten Herren“ standen in den weit entlegenen Revieren, die selten von eines Menschen Fuß betreten wurden.

Da solche Gänge für die Oberförsterei nur um Gotteslohn, d. h. umsonst, gemacht werden mußten, machte sich Vater an einem Sonntage auf den Weg, mich zur Gesellschaft mitnehmend.

Nach Erledigung unseres Auftrages flüchteten wir auf dem Rückwege, um uns vor einem drohenden Unwetter zu schützen, auf eines der auf böhmischer Seite ganz verloren im Walde stehenden Häuser zu.

Ich hatte mich schon auf dem Hinwege über diese Art der Besiedelung höchlichst gewundert. Wohl war auch die Erbauung der mir bekannten sächsischen Grenzdörfer ohne Grundplan, in

wirrer und regelloser Weise erfolgt. Aber mochte auch jeder auf weitem Gelände sich gerade so angebaut haben, wie Laune und Willkür es ihm eingaben, es war immerhin ein Ort, eine erkennbare Gemeinde mit Kirche oder Schule als Mittelpunkt. Doch bei diesen weit von einander liegenden böhmischen Häusern, von denen man immer nur einige zu gleicher Zeit sah, hörte jede Vorstellung von einem Orte auf.

Etwa fünfzig Schritte vor dem Hause, auf das wir zusteuerten, kamen uns zwei Kinder entgegen gesprungen. Es waren die Maria und der Joseph. Der Zufall hatte uns zu den Skatulas geführt. Wir wurden herzlich begrüßt und zum Nähertreten aufgefordert. Doch ich blieb hinter meinem Vater mit offenem Mund und Augen auf der Schwelle stehen. Obgleich ich wahrhaftig nicht verwöhnt war, so viel Krampf auf einem Mann hatte ich doch noch nicht gesehen. Decke und Wände schwarz und schmucklos. Tische und Bänke aus rohen, ungehobelten alten Brettern; der Ofen halb zerfallen. Der Mann ein Strüppel auf Stricken, dem, wie uns die Kinder schon früher erzählt hatten, ein im Steinbruch zu früh losgegangener Schuß das rechte Bein zerhackt hatte. Außer Maria und Joseph waren noch vier Kinder, davon das jüngste, dem ein ausrangierter alter Wörtelkasten als Bettstelle diente, schwer krank. Kurz: im Vergleich zu dem, was ich hier sah, erschien mir unser Heim, dem meine Mutter mit den einfachsten und bescheidensten Mitteln ein trauliches und wohlliches Gepräge zu geben verstand, als ein Paradies.

Die Familie Skatula war gerade bei dem Mittagbrot und wir wurden zum Mitessen aufgefordert. Um die Leute nicht durch eine Ablehnung zu kränken, leisteten wir ihrer Einladung Folge. Das Sonntagsmahl bestand aus in die Pfanne geschnittenen Kartoffeln mit Salz und etwas Zwiebeln. Doch schon der erste Bissen blieb mir im Halse stecken und auch die Frau, die wohl den entsetzten Miel bemerkte, mit dem ich den Mann durchmusterte, legte den Löffel weg. Zwei dicke Tropfen liefen ihr langsam die bleichen Wangen herunter, als sie sich zu mir mit den Worten wandte: „Ja, liebes Kind, wir sind mehr als arm. Doch es hat nicht immer so schlimm bei uns ausgesehen. Ehe mein Mann — sie wirkte eine Weile an den Worten — das Unglück mit dem Wein gehabt, ist es uns ganz gut gegangen. Wir besaßen eine hübsche Wirtschaftseinrichtung und nie hätten wir es uns damals träumen lassen, daß wir unsere Kinder würden betteln schicken müssen. Als mein Mann dann aber dalag, ohne daß ich ihn nur für eine Stunde verlassen konnte, als wir keinen Kreuzer Einnahme hatten und die Kinder nach Brot schrien, da habe ich Stück um Stück verkaufen müssen, bis auch das letzte fort war.“

Ja, wenn wir Hilfe gehabt hätten! Wenn mein Mann in ein Krankenhaus hätte gebracht werden können! Doch die Verhältnisse in unserer Gemeinde, die eigentlich gar keine ist, sind zu traurige: siebzehn Familien, alle gleich arm und daher außerstande dem einzelnen zu helfen. Als die siebzehn Häuser hier gebaut wurden, stand der Schmuggel in höchster Blüte und brachte viel ein. Es war auch keine Gefahr dabei, denn es wurde halbpakt mit den Grenzern gemacht. Alle die Leute, die damals hier oben hausten, sind reich geworden. Ihre Nachkommen wohnen jetzt unten in den Bädern in vornehmen Häusern, halten sich Dienerschaft und Pferde und Wagen. Damals hat auch niemand gefragt, wohin die Häuser eigentlich gehören. Später aber, als der Schmuggel nicht mehr ging und nur arme Leute hier wohnten, haben sich die umliegenden Orte standhaft geweigert, die siebzehn Häuser in ihre Gemeinden aufzunehmen. Und so ist es trotz vieler Schreiberei geblieben bis auf den heutigen Tag. Eingepfarrt und eingekerkelt hat uns die Regierung zwangsweise

nach der nächsten Stadt. In allen anderen Sachen ist die Gemeinde auf sich selbst angewiesen, was darauf hinauskommt, daß jede der siebzehn Familien eben sehen muß, wo sie bleibt.“

Nach einer Pause fuhr die Frau fort: „Geld, um einen Doktor kommen zu lassen — und die kommen zu uns ja nur herauf, wenn vorher geblecht wird — hatten wir nicht, so mußte ich dem meinen Mann allein anstürzen. Alle heilkräftigen Kräuter habe ich aus dem Walde geholt, aber die Lächer im Wein waren zu groß. So oft wir auch schon glaubten, sie seien geheilt, immer brechen die kranken Stellen von neuem auf. Es ist halt zu viel in den Wunden zurückgeblieben.“

Wir tun ja sonst was wir können. Wir holen Pilze und Beeren und machen sie zu Geld. Der Joseph holt Wirkenreiser aus dem Walde, aus denen mein Mann Wesen flieht, die der Joseph dann bei den Bauern in den Niederdörfern verkauft. Zweimal haben ihn die Förster schon beim Meiserholen erwischt. Wenn er nochmals erlappt wird, soll er eingesperrt werden. Er geht deshalb jetzt nur noch nachts in den Wald. Die Maria holt Wirsing, Moose, Flechten und Tannenzapfen aus dem Walde. Die Wirsing ziehen wir ab und flechten aus dem zarten Mark kleine Bierkörbchen. Auch die Moose und Tannenzapfen verarbeiten wir zu allerlei Säckelchen. Alles das wird drunten in den Bädern gern gekauft und bringt eine Kleinigkeit ein. Ja, wir würden uns damit zu ernähren vermögen, wenn wir selbst an die Bädergäste verkaufen könnten. Doch ich kann von meinem Mann und den Kindern nicht fort und die Maria muß doch wenigstens einige Tage in der Woche in die Schule gehen. Das schlimmste aber ist, daß es uns an Kleidern fehlt. In unseren Lumpen können wir uns ja in den Bädern nicht sehen lassen. Und selbst wenn wir es wollten, die Badeverwaltungen lassen uns durch die Polizei sofort wegjagen. Leute in schlechter Kleidung dürfen nicht handeln, das sei versteckter Bettel, heißt es, mache einen schlechten Eindruck und geniere die vornehme Welt. Wer mit solchen Säckelchen, wie wir sie machen, in die Bäder kommt, der muß sich hübsch herausputzen, wenn möglich, seinen Körper in schöne, bunte Tracht stecken können, dann kann er etwas verdienen. Für uns aber, die wir nur an die Händler liefern, bleibt zu wenig.“

Erst als wir alles erschöpft hatten, haben wir uns mit schwerem Herzen entschlossen, unsere beiden Kleinsten betteln zu schicken.“

Sich an meinen Vater wendend, fuhr sie fort: „Sie werden es glauben und nachfühlen, daß uns dieser Schritt nicht leicht geworden ist. Dort draußen am Walde habe ich auf den Knien gelegen, habe die Hände gerungen und gehult, als ich die Kinder zum erstenmal fortschickte und sie verzagt und gesenkten Hauptes in den Wald hineinschreiten sah. Tausendmal habe ich die Jungfrau Maria um Hilfe angerufen — sie hat mir nicht geholfen. Jetzt bin ich ruhiger geworden in den Dingen. Das Elend macht einem stumpf. Und was wollten wir auch weiter machen? Wenn die Kinder noch so wenig bringen, so viel wie zwei Brote ist es doch. Und ich muß ja jeden Kreuzer, den wir in bar einnehmen, aufsparen, wir müßten ja sonst in dem langen, langen Winter, in dem uns alle Einnahmen abgeschnitten sind, rein verhungern.“

Die letzten Worte der Frau hatten unsäglich traurig geklungen. Doch nach einer Weile raffte sie sich auf, und, wie um sich selbst Mut zuzusprechen, fuhr sie fort: „Es wird uns auch wieder besser gehen. Wenn nur erst der Joseph etwas verdienen und die Maria nach den Bädern zum Verkauf gehen kann, dann werden auch wir wieder hoch kommen. Der Herr Kaplan hat mir schon versprochen, daß die

Maria im nächsten Jahre aus der Schule kommen soll. Sie hat ja gut gelernt, so wenig sie auch in die Schule gegangen ist. Und irgend ein guter Mensch, der sie mit etwas Kleidung ausstattet, wird sich auch finden.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ rief hier mein Vater dazwischen, „das wollen wir übernehmen. Wir sind zwar auch nur arme Leute, aber soviel haben wir allemal noch. Meine Frau schneidert, die hat gar bald ein hübsches Kleid fertig und zum billigen Stoffeinkauf hat sie auch oft Gelegenheit. Also das wird gemacht und deshalb geht noch keine Stuh aus dem Hause fort.“

Ich wäre meinem Vater am liebsten um den Hals gefallen, als ich die glückseligen Gesichter der Frau und des Marias bei dieser Eröffnung sah. Es war, als ob ein Kimmern von neuem Glück durch die Stille ging. Die Hoffnung regte, wenn auch nur leise und verzagt, ihre Schwingen und richtete diese tiefgebeugten Menschen ein wenig wieder auf.

Als wir bald darauf, nachdem das Unwetter sich verzogen hatte, zum Abschiede rüsteten, ließen die Maria und der Joseph es sich nicht nehmen, uns noch eine weite Strecke durch den Wald das Geleit zu geben.

Nach war von dem Geschehen und dem Gehörten tief ergriffen und auch mein Vater rief, nachdem uns die Kinder wieder verlassen hatten, ein über das andere Mal: „Die armen Leute! Und so eine Schlampe! Erst läßt man die Häuser bauen und dann wird hundert Jahre darum prozessiert, wohin sie eigentlich gehören. Und währenddem können die armen Menschen in ihrem Elend verkommen. Geht nur ja den Kindern reichlich, wenn sie bei uns vorsprechen.“

Ich versicherte ihm, daß es dieser Mahnung nicht erst bedurft hätte. Dann schritten wir rüstig südbah, der Heimat entgegen.

Mein Vater schwieg und in mir arbeiteten die erhaltenen Eindrücke weiter, formten sich zu einer langen Kette von Fragen, an deren Ende immer wieder die eine große stand, die mich schon so oft beschäftigt hatte: Müßte denn so viel Elend in der Welt sein? Und während mir alle Gedanken, die ich mir darüber bereits gemacht hatte, von neuem durch den Kopf gingen, fiel mir auch wieder jene Szene ein, bei der die Mne den räsonnierenden Männern so gründlich den Tert gelesen hatte. Einer plötzlichen Eingebung folgend wendete ich mich mit der Frage an meinen Vater: „Sag mir doch mal, was hat denn der Seidelgustav damals eigentlich gemeint, als er sagte: Wenn der Schneiderheiner noch lebte, würde manches anders sein?“

Mein Vater fuhr hernun. Halb lachend, halb unwillig erwiderte er: „Du mußt doch auch alles aufschnappen. Alles wäre so wie es ist, auch wenn der Schneiderheiner noch lebte. Wer er war, das wirst Du noch früh genug erfahren.“

Doch nach einer Weile, als er sah, daß ich den Kopf hängen ließ, fuhr er fort: „Na, Du kannst es auch gleich hören. Zu schämen brauchen wir uns ja der Sache nicht. Ein großer Kerl bist Du auch schon, der dauernd über solche Sachen simuliert; da ist es vielleicht besser, wenn Du gleich alles hörst, daß Du Dir künftig das dumme Zeug aus dem Kopfe schlägst.“

„Schneiderheiner“, so begann er, „hießen sie im Dorfe und weit darüber hinaus Deinen Großvater, Deiner Mutter ihren Vater, der Mne ihren Mann. Er war als Schneidergeselle mit dem Felleisen auf dem Buckel weit in der Welt herumgekommen, auch lange Zeit in der Schweiz gewesen, hatte viel gesehen, gehört und gelesen. Die Bücher im großen Schrank auf dem Boden, in denen Du immer herumstöberst, sind alle von ihm. Als er von der Wanderschaft heimkam, brachte er das halbe Felleisen voll Bücher mit. Er ließ sich auch später noch ständig welche schicken. Hielt auch viel Briefverkehr mit seinen Bekannten draußen im Reich und in der Schweiz.“

**Mein Herz ist schwer.**

Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt!  
Mein Herz ist schwer für Einen!  
O Gott, eine lange Winternacht  
Könnt wachen ich für Einen!  
O Leid für Einen!  
O Freud für Einen!  
Die ganze Welt könnt ich durchzieh'n  
für Einen!

Ihr Mächte, reiner Liebe hold,  
O, lächelt mild auf Einen!  
Schützt vor Gefahr ihn, bringt gesund  
Zurück mir meinen Einen!  
O Leid für Einen!  
O Freud für Einen!  
Ich tät, o Gott, was tät ich nicht  
für Einen! —

Robert Burns.

**Der erste Zopf.** Eigentlich ist es nur ein „Matten-schwänzchen“, dünn wie ein kleiner Finger und kaum zehn Zentimeter lang. Lieschen ist aber doch sehr stolz darauf. Es ist doch ein Zopf, ein richtiger, geflochtener Zopf, wie ihn die „Großen“ tragen. Die „Großen“, die immer so dumm sind und immer so lachen, wenn Lieschen mit ihren Locken kommt. „Locken?“ hat Schloßers Wette noch gestern gesagt. „Locken? Strapsen sind es, richtige Strapsen.“ Und dazu haben die anderen alle so recht nichtsahnig gelacht.

Ah diese ekligen Großen! Lieschen seufzt noch in der Erinnerung an gestern. Aber jetzt sollen die Großen nicht mehr lachen. Jetzt kommt sie auch mit einem Zopf. Mutter hat es zwar nicht gewollt. Hal gebremst: „Das fehlt ja noch! Zöpfe flechten? Dazu hätte sie gerade Zeit, sie, die schon den ganzen Tag am Waschfaß stehen und das liebe Brot verdienen müßten! — Mehr, Lieschen könnte ruhig noch weiter mit den „Locken“ gehen.“

Aber Großmutter ist gut. Großmütter sind immer gut und verstehen viel besser was kleine Mädchen unduben für Schmerzen haben, als die eigenen Mütter. Großmutter versteht auch Lieschens Schmerz und schafft Abhilfe: sie flechtet Lieschen den ersten Zopf. Das ist eine äußerst wichtige Arbeit. Sie ist auch mit allem Ernst dabei. Unser Vater, der sie gerade im richtigen Moment be-lauschte, hat das sehr getreu wiedergegeben. Ernst schlingen die alten welken Finger, denen man die harte Arbeit des Lebens nur zu deutlich ansieht, die weichen, welligen Kinderhaare ineinander. Und Lieschen? Die strahlt. Sie kehrt uns zwar den Rücken zu, wir sehen aber doch von der Seite, welche ein stillvergünstetes Mädchen um ihr Mäuschen zuckt. Großmutter macht dagegen ein ernstes Gesicht. Die mag wohl denken: „Ach Lieschen, das ist der erste Zopf, und dann kommt der erste Schultag, und das erste lange Kleid, und dann kommt das Leben selber und mit ihm so mancher Tag, wo die „große Liese“ denken wird: wäre ich doch noch das kleine Lieschen mit den flatternden Locken!“

**Fliegenbein.** Sein ehrlicher bürgerlicher Name war Krause — Ewald Ferdinand Krause. Aber Kinder sind boshaft. So taufen die Schüler Krauses ihn Fliegenbein. Man begriff es, wenn man ihn sah: ein kleiner runder Schädel, etwas in die Breite gehend, ein kurzer, dicker Oberkörper mit eng anliegenden blauer Jacke — und dann die Beine, die langen, merkwürdigen Beine mit den stets zu kurzen Hosen, die sich oberhalb der Knie nach hinten ausbuchteten, während die schmalen, langen Füße sich wie tastend nach vorn streckten.

Seine Wangen waren blaß, fest und rund. Kleine Ehren, eine kurze, gedrungenen Nase, auf der eine Brille ruhte, in der steten Gefahr, hinabzugleiten. Hinter der Brille zwei hellblaue Punkte: kleine, kurz-sichtige Augen. Ueber den Augen zwei Hügel mit einem Tal in der Mitte: die Stirn. Und über der Stirn blondes, gescheiteltes Haar, das zur Hälfte die Ohren bedeckte. Das war Fliegenbein in seinem Aeußeren. So steht er vor mir, trotzdem es mehr als zwanzig Jahre sind, in denen ich ihn nicht mehr gesehen.

Er lächelt milde, alles begreifend, alles ver-zeihend. Trotzdem kam Fliegenbein in der ersten Zeit seiner Lehrtätigkeit an unserer Schule in den

Verdacht eines Prügelpädagogen. Niemand von seinen Kollegen verdraute so viele Nothstücke wie er. Der Rektor stand mehr als einmal auf dem Sprunge, ihm eine diplomatische Pause zu halten, daß er die Schule nicht in Verruf bringe. Bis man dahinter kam, daß er äußerst selten schlug. Und dann hatte er den größten Schmerz davon.

Wußte er mit einem strafwürdigen Schüler nichts anderes anzufangen, dann sagte er voll Born: „Marsch, zum Schuldiener! Hol' einen Stock!“ Der Delinquent schlich davon, besaß sich aber nicht mit der Mühe. „Wid' Dich!“ Gehorsam beugte der Schüler die Nase zur Erde. Dann pfiff's über ihm: Fliegenbein ließ das Noth einige Male durch die Luft sausen, ohne zu schlagen. Dann gab's ein Knacken: der Stock flog zerbrochen in eine Ecke. „Nach, daß Du auf Deinen Platz kommst! Ich schäme mich für Dich!“ Wirklich legte sich ein rötlicher Anflug auf die blaffen Wangen. Zuweilen auch widerte er den Stock in Papier, übergab ihn dem zu Strafinden und sagte: „Eine Empfehlung an Deinen Vater. Das hier wäre die Prämie, die Du verdient hast. Morgen will ich eine Quittung mit der Unterschrift Deines Vaters sehen.“

Er sah selten eine, fragte auch nicht danach. Der Stock wurde von uns auf dem Nachhausewege in fingerlange Stücke geschnitten und verbräut. Das war auch eine Strafe.

Dann kam der Tag — es war ein verhängnis-voller für Fliegenbein — da machte er Hochzeit. Wir saßen in der Kirche auf dem Chor. Als Fliegenbein neben seiner kleinen, runden, ganz in Weiß gekleideten Zukünftigen niederkniete, fiel es mir unwillkürlich in die Augen, daß auch an seinem schwarzen Hochzeitskleid ein Stück fehlte. Seiner jungen Frau fehlte an Körpergröße ein Stück: sie reichte ihrem Gatten gerade bis zu den Schultern, ersetzte diesen Mangel aber durch ein reichliches Maß von Energie. Armer Fliegenbein! Wenn wir alles wußten! Aber wir wissen nur eine kleine, ganz kleine Begebenheit alltäglicher familiärer Charakters — und doch! . . .

Sturz nach seiner Verheiratung suchte Fliegen-bein Privatschüler — pro Stunde fünfzig Pfennige. Ich wurde auch hingeschickt, trotzdem ich meinen Eltern diese Verschwendung auszureden suchte. Es half nichts. Zweimal in der Woche mußte ich hin. Nachmittags, wenn die Geschickteren Mäuler spielten oder Drachen steigen ließen oder Nessel mauschten. Wir waren unserer fünf Unglücklichen, denen Fliegen-bein mit mehr Eifer als Erfolg geographische und geschichtliche Extrakurse einzutrichtern sich be-mühte. Viel ist nicht hängen geblieben, aber eine Stunde hab' ich noch so in der Erinnerung, als hätte ich sie gestern erlebt.

Fliegenbein hatte uns von den Heldenkämpfen einst und jetzt gesprochen. Nicht sehr methodisch; die Begeisterung riß ihn hin. Hermann, der Oberster, war eine Lieblingsgestalt Fliegenbeins. Deshalb begann er mit der Schlacht im Teutoburger Walde, ging mit Varus nach Rom, verirrte sich nach Sparta und kam über Tell's Schweiz nach Sedan.

„Was für eine Lehre müssen wir aus all diesen Kämpfen entnehmen? Welche Moral springt neben der selbstverständlichen Vaterlandsliebe aus diesen geschichtlichen Ereignissen in die Augen? Was ist ihnen allen gemein?“ Hier machte Fliegenbein eine Pause, während ein heißes Rot der Begeisterung in seine Wangen stieg und seine Brille sich der Reihe nach auf uns richtete. „Der persönliche Heldennut ist es, den wir überall bewundern müssen. Wie das Leben gering geachtet wurde, wenn es die Ehre galt! Nicht im feigen Zurückweichen vor den jeweiligen Hindernissen — in Schwachheit und bangem Erdulden liegt unser Heil, sondern im Widerstand und mut-vollem Erobern. Wie es auch sei! Was es auch sei! Kühnheit, Unererschrockenheit, Stärke zieren den Mann in allen Lebenslagen. Heldenherzen können auch unter dem schlichtesten Rock schlagen. Dazu bedarf's keiner Generalsuniform, meine lieben Kinder. Denken wir nur an —“

„Ewald Ferdinand!“ Frau Fliegenbein steckte den roten runden Kopf durch die geöffnete Tür. Unser Lehrer eilte hinaus. Die Tür blieb an-gelockt und wir hörten das folgende:

„Hier ist ein Vote, Ewald Ferdinand. Mit Zigarren. Es ist doch wohl kaum möglich, daß Du schon wieder —“

„Doch, Amalie. Nimm sie, bitte, ab und bezahle.“

„Ich werde mich hüten! Das ist eine Ver-schwörung — unerhört! Mit vollen Händen wirfst Du das Geld hinaus für Sachen, die ganz über-flüssig sind.“

„Du übertreibst, Amalie.“

„So? Ich übertreibe? Ist es nicht meine Pflicht als Mutter, an meine Kinder zu denken?“

Oder sollen sie in zerrissenen Schuhen umher-laufen?“

„Aber sie sind ja noch gar nicht geboren.“

„Ganz gleich! Ein braver Familienvater sorgt beizeiten. Du mußt es aufgeben, das Mädchen. Du mußt! Ich verlange es von Dir! Oder kamst Du mir irgend einen vernünftigen Grund für die Pufferei angeben? Ja? Kamst Du?“

Eine Pause. Ein Seufzer.

„Schick' den Voten fort, Amalie. Sag', ich —“

Ich würde mir eine andere Sorte —“

Eine Tür klappte scharf.

Fliegenbein trat zu uns herein, seine kur-sichtigen Augen prüfend über uns hinweggehend lassend. Dann wuschte er sich den Schweiß von der Stirn und pudte nachdenklich die Brille. Lange, in sich versunken. Plötzlich erinnerte er sich unserer: „Wo stehen wir stehen?“

„Beim Geldherz!“ schrie Amalie, der Gast wirkte.

Fliegenbein fuhr zusammen. Dann zog er die Uhr: „Gleich vier. Geht nach Hause, Kinder. Mir ist nicht ganz wohl. Ein andermal mehr davon.“

Wir gingen. Ich war der letzte und wandte mich in der Tür noch einmal um: Fliegenbein war auf-gelanden, pudte noch immer an seiner Brille, die Augen stierend vor sich hingewandelt. Dabei wackelte der kleine runde Schädel mit den blaffen Wangen.

**Das Temperament der Schweizer.** „Unser Volk ist nicht lustig,“ schrieb vor Dezennien ein schweizerischer Staatsmann von Rang; er vermischte, sicher mit Grund, an den Volksfesten die echte, natürliche Fröhlichkeit. Die Leute im Süden verstehen sich in der Tat besser auf dieses Fach als wir am Nordabhang der Alpen; kommt es davon her, daß sie mehr Sonne haben? Jedenfalls brauchen sie zur Erweckung heitersten Behagens nicht „stärkende Getränke“. In der Schweiz manifestiert sich dieser charakteristische Gegenatz besonders am eidgenössischen Dank-, Wuh- und Betrag, welcher in den September fällt. In den französisch- und deutschsprachigen Kantonen trägt er meist das Gepräge kirchlicher Strenge, und um ihn noch trockener zu machen, verlangen die Frommen schon wiederholt, daß die Veranstaltung von Extrazügen auf den Eisenbahnen ein Ende nehme; das werden sie freilich nicht durchsetzen. Anders im italienischsprachigen Canton Tessin; da faßt man die Langeweile nicht als vaterländische Pflicht auf. Die Jugend der Vauernbdorfer zieht im vollen Schmuck aus zu Gesang und Tanz und gibt sich frischer Luft hin; es wird rechtschaffen gefeiert, nicht getrauert, und der Alerius hat gar nichts da-wider.

Zu „Allerseele“ besucht man im Norden die Ruhestätten der Toten, bringt diesen Blumen und Schleifen; so viele Menschen auch sich neben- und durcheinander drängen mögen, es waltet Stille, das Gesammtbild ist daher feierlich ernst. In Sizilien weist es hellere Farben auf. Am Tage „dei Tutti Santi“ oder „dei Morti“ gibt man beispielsweise zu Catania den Kindern Spielzeug und Süßigkeiten wie bei uns zu Weihnachten; auch die Erwachsenen tauschen Ledereien aus. Die Straßen sind äußerlich befreit von Fußgängern und Wagen; alles strebt hinaus nach den Friedhöfen; in starker Menge schließen sich Krämer und Bettler an. Draußen ver-hält sich die Menge anfänglich noch ruhig. Der An-blick der Gräber mit ihren Kreuzen und Denkmälern tut Wirkung. Wenn aber die Kränze pietätvoll niedergelegt, auch manche Gebete verrichtet sind, bricht die momentan gebändigte Munterkeit durch; es hebt ein verquällich Summen an, das sich all-mählich zum brausenden Lärm steigert. Man lagert sich, leert die Taschen und mitgeschleppte Vorrats-örbe; man schmaukt, schwatzt, scherzt und lacht, so daß der Campo santo in einen Wirtschaftsgarten ver-wandelt scheint. Nun ist der Schläfer unter dem Nasen wieder einmal mit Liebe gedacht und ihnen Ehre angetan worden und in bester Laune kehren die Scharen heimwärts. . . . Gut, daß das sizilianische Volk so leicht die Freude findet, es ist ihm Quälendes genug beschieden. Unsere Pastoren aber, denen der Herrgott ja nur zu lag mit den Sündern ist, werden ob solchen profanen Treibens wohl ihre Köpfe schütteln.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ be-stimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Linden-straße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**